

Hallesche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle, Leipzigerstr. 87.

Halle a. S., Mittwoch 16. Februar 1898.

Berliner Bureau, Berlin SW., Unter den Eichenstr. 2.

Deutsches Reich.

* Wie in dem Bericht über die gestrige Sitzung des Herrenhauses...

* Dem „Heidenzang“ zufolge ist vom Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Staatsminister v. Bülow...

* Die „Land. Nachr.“ schreiben zum Tode des Grafen Kalkoff...

* Die Dispositionen in Betreff der Beratung des Hofkassenjahres in der Budgetkommission...

* Eine Veranlassung der Bürgermeister der deutschen Festungsstädte wird in dieser Woche in Berlin stattfinden...

* Besonders haben schon seit längerer Zeit viele Bestrebungen zur Gründung und allgemeinen Ausbreitung von Vereinen geführt...

* Der Staatssekretär des Reichs-Fiskus hat an die Handelskammer einen Erlaß gerichtet...

* Befähigung der Schneefräsen. Mit Genehmigung des Landwirtsch. Ministeriums werden seitens der Regierungen...

* Bischof Anzer hat gestern an Bord des Lloyd-Dampfers „Lore“ die Reise nach New-York angetreten.

* Premierlieutenant Klemmer von der Schutztruppe, wie in Ergänzung unserer gestrigen Meldung mitgeteilt wird...

* Dem Stationschef von Lobdorf in unserem Kameruner Schutzgebiete, Premierlieutenant Frhr. von Stein, ist es gelungen...

* Fäden in Deutsch-Ostafrika? Durch die Wälder geht eine „Arbeitsmittellung“ aus Deutsch-Ostafrika, wonach dort die Wälder in hartem Maße herrschen...

* In die Frage der Konfessionen, welche Deutschland von China in der Provinz Schantung überlassen werden sollen, kommt jetzt eine gewisse Klarheit.

Finanz, der Hauptstadt des Regierungsbezirkes, erfolgt. Jetzt ist bekanntlich auch ein Abkommen über eine zweite Bahnlinie von Knaustsch nach Jichang...

* Wie dem „V. Z.“ aus Kiel gemeldet wird, ist die Meldung über die Entsendung deutscher Torpedoboote nach Knaustsch Anfangs März unzutreffend.

* Die geürtheilte San-Johs-Schidlaus hat sich bereits vor einiger Zeit auch in Australien gezeigt. Wie der Melbourneer „Australasian“ vom 4. Dezember v. J. berichtet...

Parlamentarisches.

Bei der gestrigen Landtagswahl in 4. Wahlbezirk des Regierungsbezirks Magdeburg...

Deutscher Reichstag.

41. Sitzung vom 15. Februar.

Zur Vertagung steht vom Etat der Verbrauchsteuern die Zuckersteuer.

Abg. Graf Stolberg (konf.): In Bezug auf die Zuckerfrage gerade beunruhigt die Ansichten in meiner Partei einander...

Abg. Hülse (widtl.) betont als Kaufleute die Befreiung der Ausfuhrprämien, die aber nicht einseitig allen unterzweigt...

Abg. Bausche (natl.) bespricht, da der Abg. Barth nicht anwesend ist, kurz dessen vorläufige Äußerungen als unzutreffend.

Abg. Graf Stolberg (konf.) wiederholt, daß er nicht etwa jetzt die Konzentration der Zuckersteuer...

Der Titel wird genehmigt. Beim Titel Brauwasserteuer beifügt.

Abg. Woffmann (natl.), daß sich seit 1895, seit Erhebung der Brauwasserteuer, der Staat unter der Celluloseindustrie...

Abg. Gamp (Reichsp.) wundert ebenfalls Nichtsichtnahme auf die Celluloseindustrie, etwa durch Herabsetzung der Zölle.

Abg. Hülse (widtl.) für ein Surrogat-Verbot. Vom Bundesrathe aus ist in den letzten Jahren wiederholt erklärt worden...

Abg. Hülse (widtl.) für ein Surrogat-Verbot. Vom Bundesrathe aus ist in den letzten Jahren wiederholt erklärt worden...

überzeugen können, wenn Sie endlich eine Vorlage behufs Verbot von Surrogaten bei der Bierbereitung einbringen.

Der Titel wird sodann genehmigt. Beim Titel Reichschatamts, wird ebenfalls genehmigt.

Abg. Giese (frei. Ver.) verweist auf die Aufnahme des Pflanzers weiches nach Orlanien sowie auf die Vermehrung der Reben...

Abg. Giese (frei. Ver.) verweist auf die Aufnahme des Pflanzers weiches nach Orlanien sowie auf die Vermehrung der Reben...

Abg. Giese (frei. Ver.) verweist auf die Aufnahme des Pflanzers weiches nach Orlanien sowie auf die Vermehrung der Reben...

Abg. Giese (frei. Ver.) verweist auf die Aufnahme des Pflanzers weiches nach Orlanien sowie auf die Vermehrung der Reben...

Preussischer Landtag.

Sitzung vom 15. Februar.

Der erste Vizepräsident Frhr. v. Mantuffel eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß der Präsident Frhr. v. Bode...

Das Mandat der verstorbenen Mitglieder Lamms und Graf Watuschka erbt das Haus in üblicher Weise.

Zur zweiten Vertagung steht der aus Antrag der Sozialreformvereiner in Schlefien und Brandenburg ein Entwürfsplan...

Der zweite Vizepräsident Frhr. v. Mantuffel eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß der Präsident Frhr. v. Bode...

Der dritte Vizepräsident Frhr. v. Mantuffel eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß der Präsident Frhr. v. Bode...

Der vierte Vizepräsident Frhr. v. Mantuffel eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß der Präsident Frhr. v. Bode...

Der fünfte Vizepräsident Frhr. v. Mantuffel eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß der Präsident Frhr. v. Bode...

Der sechste Vizepräsident Frhr. v. Mantuffel eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß der Präsident Frhr. v. Bode...

Der siebte Vizepräsident Frhr. v. Mantuffel eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß der Präsident Frhr. v. Bode...

Der achte Vizepräsident Frhr. v. Mantuffel eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß der Präsident Frhr. v. Bode...

Der neunte Vizepräsident Frhr. v. Mantuffel eröffnet die Sitzung mit der Mitteilung, daß der Präsident Frhr. v. Bode...



(Nachdruck verboten.)

Das Wrack des Grosvenor.

44)

Roman von Carl Russell.

Ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht ſtieß; ich war erschrocken über meine Worte; ſie waren mir in einer plötzlichen Aufwallung entſchlüpft, und ich wußte nicht, ſollte ich mich darüber freuen oder nicht.

Sie ſah mit ihren ſanften, ſchönen Augen zu mir auf, wandte dann aber ſchnell den Blick von mir ab, nach der Thür, hinter welcher ihr Vater lag. Ein Ausdruck unbeschreiblichen Grams legte ſich auf ihre Züge, und ſie that einen langen, tiefen Athemzug, der beinahe wie Schluchzen klang. Da ergriff ich ihre Hand und geleitete ſie ohne jedes weitere Wort nach ihrer Kajüte.

Als ſie verſchwunden war, ſchalt ich mich einen Thoren. Wie durfte ich es wagen, mich jetzt der tiefen Liebe hinzugeben, die mich für ſie erfüllte! Dazu war doch die Zeit wahrhaftig nicht angethan. Alle meine Gedanken durften nur der Noth des Augenblicks gehören, mein einziges Sinnen mußte ſein, mit Gottes Hilfe alle Gefahren glücklich zu überwinden.

Mit aller Gewalt verbannte ich ihr Bild. Ich rief den Steward, der dieſmal auch in Windeseile herbeikam und beſah ihm, ſich meines Ruſſes gewärtig, an der Kajütentreppe hinzulegen. Dann begab ich mich ans Rad und ſchickte Corniſh ſchlafen.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

L e d.

Der Himmel war jetzt ringsum klar, die Sterne blinkten groß und hell, der Wind aber war noch heftig und die See ging hoch. Mitterſeelenallein auf Deck, hatte ich alle Mühe nachzudenken, und ich überlegte zunächſt, was zu thun ſein würde, ſobald es der Wind erlaubte.

Wir lagen ſeit dem Weidrehen mit der Spitze nach Weſten und waren breiſeit nach Süd-Süd-Oſten getrieben worden. Wenn See und Wind ruhiger wurden, mußten wir verſuchen Segel zu ſetzen, um, durch Laviren in nordöſtlicher Richtung, wieder auf unſern Kurs nach den Bermudas zu kommen. Wahrscheinlich war es aber, daß wir bald auf ein vorüberſahrendes Schiff ſtießen, welches uns aufnahm. Es wäre ein ganz außergewöhnliches Unglück geweſen, wenn dieſer Fall nicht eintrat, denn wir befanden uns auf einer der großen Verkehrsſtraßen des Ozeans, auf welcher engliſche, amerikaniſche, holländiſche und franzöſiſche Schiffe aus allen Theilen der Welt kamen und gingen.

Mein großer Wuſch war es allerdings, das Schiff zu bergen und es perſönlich, wenn auch nicht gerade nach England, ſo doch nach irgend einem Hafen ſzu bringen, von welchem aus ich den Reedern hätte Mittheilung machen und Anweiſungen einholen können.

Wie ich ſchon früher einmal erwähnt habe, war ich gänzlich von meinem Beruf abhängig. Mein Vater war

als pensionirter Militärarzt geſtorben, als ich zwölf Jahre alt war, und hatte mich völlig mittellos zurücklaſſen. Sein einziger Freund, der Geiſtliche der Gemeinde, zu der wir gehörten, hatte mich damals edelmüthig zu ſich genommen, zwei Jahre auf die Schule geſchickt, danach aber, meiner Neigung entſprechend, als Schiffsjunge auf ein Schiff gebracht.

Unter dieſen Umſtänden konnte es für mich zu großem Vortheil ausſchlagen, wenn es mir gelang, das Schiff zu retten. Meiner Meinung nach mußte mich dies in den Augen der Reeder ſehr heben und vielleicht die Aufmerkſamkeit anderer Firmen auf mich lenken, die in der Handlungswelt Einfluß hatten.

Es waren angenehme Träumereien, denen ich mich hingab. Meine Gedanken ſchweiften von einer ſchönen Vorſtellung zur andern; ich ſah mich ſchon als Kapitän eines prächtigen Schiffes. Schließlich gelangte ich natürlich auch bei Mary Robertſon an. Würde ich ſie wohl ſpäter noch einmal wiederſehen, nachdem ich ſie glücklich in ihre Heimath gebracht hatte? Würde ſie den jungen Maat bald vergeſſen, den das Geſchick für kurze Zeit mit ihr zuſammengeführt, ihr in Kummer, Leid und Todesnoth zum Gefährten gegeben hatte? Noch ſaß ich ganz vertieft in ſolche Gedanken, da ſchreckte ich plötzlich auf; ich hörte Schritte und ſah Forward auf mich zukommen.

„Schlechte Nachricht, Sir,“ ſagte er, als er vor mir ſtand. „Ich bin plötzlich aufgewacht, wovon weiß ich nicht, aber eine Stimme in mir rief: „an die Pumpe!“ Da bekam ich's mit der Angst, lief gleich hin, peilte und fand zwölf Zoll Waſſer.“

„Was?“ ſchrie ich in die Höhe fahrend, „zwölf Zoll?“

„Ja, leider.“

„Wie spät iſt es jetzt?“

„Zwanzig Minuten nach zehn.“

„Ruſen Sie gleich Corniſh und den Steward, wir müſſen ſofort an die Pumpen. Freilich ſind ja eigentlich nur acht Zoll Waſſer zugekommen, da die Pumpen erſt bei vier Zoll ſaugen, immerhin iſt aber das Schiff ſeck und zwar nicht unbedenklich.“

Er ſah noch einen Augenblick nach dem Wetter, dann ging er.

Ich war der Verzweiflung nahe, noch ſoeben hatte ich in den kühnſten Hoffnungen geſchwelgt, mir alle möglichen ſchönen Ausſichten vorgeſpiegelt und nun, nach allem Kampf und der freudigen Zuverſicht auf endlichen Sieg, nun doch noch das Schiff ſeck, der ſchauerlich kalte Tod vor uns! Das war hart.

So ſollte ſich mein leidenschaftlicher Wuſch, Mary Robertſon zu retten, alſo nicht erfüllen! Das Herz zog ſich mir zuſammen, wenn ich daran dachte, wie ein böſes Geſchick ſie geradezu zu verfolgen ſchien, wie ſie nicht aufathmen durfte, ohne daß ein neuer immer ſchwererer Schlag ſie traf: Zuerſt Schiffsbruch, dann die Meuterei, gleich nach dieſer der entſetzliche Sturm, unmittelbar darauf der Tod des Vaters und jetzt

das neue Schreckniß mit dem leeren Brack. „Himmliſcher Vater,“ ſchrie es auf in meinem Herzen, „nimm doch mich, nimm uns Alle, aber ſchütze das herrliche Mädchen, errette es und ſei ihm gnädig!“

Nach dieſem Stoßgebet begann ich wieder ruhiger zu denken. Allmählich, Gott ſei dafür geprieſen, wich meine Verzweiflung und machten neuer Hoffnung Platz. Aus dieſer unterſiegbaren Quelle allen Troſtes ſchöpfte ich neuen Muth; es wurde wieder hell vor meinen Augen. Ich ſagte mir, daß noch kein Grund zum Verzagen ſei, ich überlegte, daß wenn das Schiff in dreiviertel Stunden nicht mehr als acht Zoll Waſſer einnahm, es noch möglich ſein mußte, es ein paar Stunden hindurch flott zu erhalten, wenn regelmäßig mit Ablöſung gepumpt wurde. Das ließ ſich aber machen, wenn Miß Robertſon das Steuer nahm, denn dann waren wir vier Mann zu der Arbeit. Außerdem war tauſend gegen eins zu wetten, daß während dieſer Zeit uns ein Schiff begegnen, unſer Nothſignal ſehen und uns Hilfe bringen würde.

Unter dieſen tröſtlicheren Gedanken hörte ich plötzlich den Gang der Pumpen, und den Hochbootſmann dabei ſingen, um die andern Weiden zu ermuntern und anzufeuern. Welch ſtarkes Herz hatte doch dieſer Mann! Ich, der ich dieſe Geſchichte erzähle, ſchäme mich, meiner eigenen geringen Thaten zu gedenken, während doch alles Heldenthum auf ſeiner Seite war. Ja, er war ein ſelten braver, waderer Gefährte; in ſeinem Herzen ein Ritter ohne Furcht und Tadel.

Ich wagte meinen Poſten keinen Augenblick zu verlaſſen, denn das Schiff arbeitete heftig und bedurfte beſtändiger Aufmerkſamkeit, weil es bei den hochgehenden Wogen bald beidrehete, bald wieder abſiel, aber ich fühlte mich beinahe krank vor Ungebuld zu erfahren, welche Fortſchritte das Pumpen machte. Ich ſtand wie auf Kohlen auf meinem Platz in dem Bewußtſein, wie meine Kraft die Arbeit gefördert haben würde.

Es war wirklich ein ganz beſonderes Unglück, daß von uns vier Männern nur drei brauchbar waren und da einer davon beſtändig am Rade ſein mußte, eigentlich nur zwei für alle wichtige Arbeit gerechnet werden konnten. Wäre der Steward Seemann geſeſen, ſo würden unſere Schwierigkeiten bedeutend geringer geſeſen ſein, und ich beklagte es bitter, daß Fiſch und der Holländer getödtet worden waren, nachdem die beiden ſchlimmſten Geſellen, Stevens und Johnson, ihren Lohn empfangen hatten. Hätten wir dieſe beiden Leute jetzt mehr gehabt, ſo wären ſie, dem böſen Einfluß von Stevens nicht mehr unterworfen, wohl ganz ſicher noch ebenſo brave, tüchtige Kerle geworden wie Corniſh, und wir hätten mit ihrer Hilfe nicht nur die Pumpen in Gang halten, ſondern es auch möglich machen können, zu gleicher Zeit zu ſegeln.

Das raſſelnde, dumpfe Geräuſch der Pumpen hatte Miß Robertſon unten keine Ruhe geſaſſen; ſie kam auf Deck, bekleidet mit dem Ueberzieher und der Beſtmütze des Kapitäns.

Ich freute mich, daß ſie dieſes Koſtüm wieder angelegt hatte, denn ich ſah daraus, daß ſie an mich gedacht und ſich geſagt hatte, ich würde in meiner Sorge um ſie ihr nicht erlauben, ohne genügenden Schutz gegen das Wetter auf Deck zu bleiben. Sie fragte, ob noch immer Waſſer ins Schiff dränge, und ich theilte ihr daraufhin der Wahrheit gemäß mit, daß es ſeit halbzehn um acht Zoll geſtiegen wäre.

„Das iſt wohl viel?“ meinte ſie, mich ängſtlich anſehend.

„Nun, wenigſtens mehr, als wir brauchen können,“ antwortete ich möglichſt ſorglos.

„Ich möchte Sie nicht mit Fragen beläſtigen, Mr. Royle, aber ich bin doch ſehr beſorgt.“

„Natürlich ſind Sie das; fragen Sie mich, was Sie wollen, ich werde Ihnen die Wahrheit ſagen.“

„Gut, was gedenken Sie zu thun, wenn Sie des Waſſers im Schiff nicht Herr werden?“

„Das Schiff zu verlaſſen.“

„Auf welche Weiſe?“

„In jenem Boot dort.“

„Was, in dem kleinen Boot? das könnte ſich doch nicht fünf Minuten bei dem Seegang halten.“

„Die Wogen werden nicht ſo bleiben; morgen um dieſe Zeit wird die See aller Voraussicht nach ruhig ſein.“

„So hoffen Sie, das Schiff bis morgen erhalten zu können?“

„Wenn das Waſſer nicht ſchneller einbringt, als biſher, ſo wird ſich das Schiff ſo lange über Waſſer halten, als unſere Kräfte ausreichen, es ſündlich auszupumpen; Sie ſehen alſo, es geht nicht ſo raſch ans Sterben,“ fügte ich lachend hinzu, um ihr Muth zu machen.

„Nein, daran denke ich auch nicht,“ entgegnete ſie, ſinnend vor ſich hinblickend; ſo lange Sie bei mir ſind, werde ich mich nicht fürchten. Sie haben mich ſchon einmal vom Tode errettet und werden mir auch jetzt das Leben erhalten, das weiß ich, das weiß ich ganz gewiß,“ ſagte ſie mit ſonderbarem Nachdruck; „eine innere Stimme ſagt es mir.“

„Ich werde es wenigſtens mit Aufbietung aller meiner Kräfte und aller mir zu Gebote ſtehenden Mittel verſuchen,“ antwortete ich, meinen Blick feſt auf ſie richtend.

„Davon bin ich ganz durchdrungen,“ erwiderte ſie, „es iſt aber noch etwas Anderes, was mich beſeelt, ich fühle im Innern die Gewißheit, daß, welche Gefahr uns auch bedrohen mag, wir Beide nicht unkommen werden.“

Sie hielt inne, ſah mich mit einem ganz eigenthümlich erſten Blick an und fuhr dann fort: „Vielleicht werden Sie mich für abergläubig halten, aber ich muß Ihnen geſtehen, daß dieſe meine Ueberzeugung auf einem Traum beruht. Ich ſah meinen Vater, Mr. Royle, genau ſo, wie im Leben; er kam auf mich zu, ich ſtreckte ihm meine Arme entgegen; da ſchloß er mich in die ſeinen und ſagte, meinen Kopf zärtlich ſtreichelnd: Liebling, fürchte Dich nicht! Der Mann, der Dein Leben ſchon einmal errettet hat, wird es wieder retten. Gott wird Dir und ihm gnädig ſein, er hat Euer Gebet gehört.“ Hierauf küßte er mich und verſchwand. Ich wachte auf und richtete mich in die Höhe; ſein Bild ſtand noch lebendig vor mir, daß ich dachte, nein, mir feſt einbildete, er müſſe wirklich bei mir geſeſen ſein. Da kleidete ich mich ſchnell an und ging zu ihm. Freilich, ich fand ihn ja, wie wir ihn zuletzt verlaſſen, aber Mr. Royle, glauben Sie, ſein Geiſt iſt bei uns!“

Obgleich ich durchaus nicht darauf angelegt bin, einem Traum irgend welche Bedeutung beizumessen, ſo lag doch ein ſo tiefer Ernſt und eine ſolche Feierlichkeit auf ihrem ganzen Weſen, als ſie von der Erſcheinung ſprach, daß es Eindruck auf mich machte. Mein Herz hüpfte ordentlich vor Freude über ihre Worte, und neue Hoffnung, neuer Muth erfüllten mich bei ihrem feſten Glauben an unſere Rettung. „O ja,“ erwiderte ich ernſtlich, „Träume ſind nicht immer bloß Schäume, es giebt Träume, die einer Hellſeherei gleichen.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Verwandten der San José-Schildlaus.

Von F. CLEMENS.

Die kleinen Feinde der Menschheit sind oft die gefährlichsten. Was ihnen an Größe abgeht, ersetzen sie durch ihre Zahl. Sie treten fast immer in Millionen auf, und ihre Vermehrungsfähigkeit grenzt an das Wunderbare. Selbst gegen die Majestät des Menschen richten sie ihre erfolgreichen Angriffe, aber auch das Thier- und Pflanzenreich — und zwar das letztere ganz besonders — liefert ihnen ihre Opfer. Daher werden auch der Landmann und Gärtner des Lebens nicht froh. Bald fällt ihm ein Käfer in die Kartoffeln, bald vernichtet eine Laus seine Weinplantagen, und jetzt bedroht wieder ein ähnliches Insekt den Obstbau. Eine Schildlaus ist es. Alle Zeitungen sind voll — nicht ihres Lobes, aber ihres Tadel. Ueberall Steckbrief und Photographie. Unsere Leser dürfte es daher gewiß interessieren, diese feine Familie, zu welcher befaßtes Insekt gehört, einmal näher kennen zu lernen.

Nicht jeder der Leser wird sich von einer Schildlaus ohne Weiteres ein Bild machen können. Wer keine Pflanzen hält oder sich nicht für Botanik interessiert, braucht durchaus noch nicht die nähere Bekanntschaft des „lieblichen“ Geschöpfchens kultiviert zu haben. Anders der Blumenfreund; diesem braucht man nur den schönen Namen zu nennen, und Entsetzen ergreift ihn. Sehen wir den Fall, wir haben unsere Freude an einem prachtvollen Oleander- oder Myrthenbäumchen mit üppig entwickelten Knospentändern. Mächtig scheint uns die Pflanze nicht mehr so frisch wie sonst zu sein, sie beginnt zu kränkeln, die Knospen verkümmern. Wir fragen uns, wie das zugeht, da wir uns keiner Pflichtverletzung bewußt sind, wir haben richtig gegossen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und haben gute Erde, Licht, Luft und Sonne im gehörigen Maße gegeben. Eines Tages nehmen wir den Patienten her, untersuchen ihn mit ärztlicher Gründlichkeit und finden kleine Auswüchse an den Blättern, die wir für schädliche Pilze halten, denen die Pflanze zum Opfer gefallen ist. In Halbkugelform, kleinen Schildern ähnelnd, wachsen diese Pilze gleichsam aus den Blättern oder Stengeln heraus. Sie scheinen todt, bewegungslos, feststehende Massen, galligen Auswüchsen der Pflanzen vergleichbar. Schauen wir aber mit einem Gläschen einen der widerwärtigen Pilze ab und bringen ihn unter die Lupe, so bleibt uns in den meisten Fällen über seine thierische Natur kein Zweifel. Die abscheulichen Parasiten sind sogenannte Schildläuse, Wesen von Fleisch und Bein, lebende Insekten aus der Ordnung: Schnabelferse, der Unterordnung: Pflanzenläuse, der Familie: Schildläuse. Und zu dieser ehrenwerthen Familie gehört die seit kurzem vielgenannte San José-Schildlaus.

Sehen wir uns nun ihre Verwandtschaft etwas näher an. Das Thema erscheint äußerst interessant. Jene wohlbeleibten, pflegemathischen Exemplare, die wir auf unseren Zimmerpflänzlingen finden, sind Weibchen. Die viel selteneren Männchen sehen wie ganz andere Thiere aus. Sie sind nicht nur kleiner und schlanker, sondern haben auch Flügel, während die Weibchen ungeflügelt sind. Auch machen die Männchen eine komplizierte Metamorphose durch. Sobald die Larve dem Ei entschlüpft ist, fucht sie sich an einer Pflanze einen geeigneten Platz, saugt sich fest und schafft sich dann durch ihre Ausschweifung oder auf andere Art eine Bedeckung — sie wird zur Puppe, welcher schließlich das zarte, geflügelte Insekt entfriedet. Dieses erfreut sich nur äußerst kurzer Zeit seines Daseins, ja es hat nicht einmal die Fähigkeit Nahrung zu sich zu nehmen, da seine Mundtheile verkümmert sind. Die Weibchen wissen sich ihr Leben um so beglücklicher zu gestalten. Es sind Schmarotzer in des Wortes verwegener Bedeutung. In ihrer Jugend — als Larven — zeigen sie sich äußerst behend, klettern an den Nährpflanzen umher und halten Ausschau nach einem passenden Zufluchtsort. Haben sie diesen gefunden, so saugen sie sich fest und behalten ihn bis zum Tode. Sie bleiben hier mit ihrem Schnabel oder Nüssel festgesogen liegen und erlaben sich am Saft des unglücklichen Opfers. Sie müssen sich nun im wahren Sinne schwellen birnen- oder fugeiförmig auf und werden fett. Schließlich legen sie unter sich ihre Eier und sterben darauf, indem sie dieselben noch nach ihrem Tode wie mit einem Schilde bedecken. Manche umgeben die Eier auch noch mit einem weichen Filz, wie auch bei verschiedenen Gattungen die beiden Geschlechter gleich sind und bei anderen wiederum die Weibchen ihre Bewegfähigkeit beibehalten.

Der Schaden, welchen die Schildläuse anrichten, wird verursacht durch das Ausaugen der Pflanzensaft und durch den

Reiz, welchen sie auf ihr Opfer ausüben. Eine einzelne würde natürlich nicht im Stande sein, einer Pflanze allzuviel Leid zuzufügen, aber sie zeichnen sich durch ungemeine Fruchtbarkeit aus und würden im Verein mit ihren Verwandten, den Blattläusen, von der Vegetation unserer Planeten keinen Grashalm übrig lassen, wenn nicht zahlreiche Feinde ihnen Tod und Vernichtung geschworen hätten. Vor allem der Mensch, der ebenso verweist wie erfolglos gegen die unvertilgbaren Schmarotzer Krieg führt und mit Tabaksraupen und Würten gegen sie ins Feld zieht. In Gewächshäusern haben die Gärtner oft ihre liebe Noth, alles Waschen und Bürsten ist vergeblich. Wie soll man aber auch einem Ungeziefer beikommen, dessen Weibchen vielfach nicht einmal des Männchens zur Fortpflanzung bedarf, sondern die Erhaltung seiner Art durch sogenannte Jungfernzeugung (Parthenogenese) sichert? Wenden wir uns nun zu den einzelnen Arten der Familie, so finden wir die Oleander-, die Wein-, Eichen- und Kermeslaus, letztere an Wald-, Obstbäumen und Sträuchern haftend. Am meisten aber interessieren uns drei Arten, denn nicht alle Schildläuse sind, was ihr Verhältniß zum Menschen anlangt, so nichtsnutzige Subjekte wie die amerikanische Obstlaus. Es giebt auch nützliche, ja sogar berühmte Mitglieder der Familie. Wer hätte z. B. noch nicht von der Rochenille-Schildlaus gehört, welcher wir den nach ihr benannten schönen rothen Farbstoff verdanken, der vor allem in früherer Zeit, wo man die Theerfarbe noch nicht kannte, für die Volkswirtschaft eine eminente Bedeutung befaß?

Die echte Rochenille (*Coccus cacti*) lebte ursprünglich nur in Mexiko auf den Nopalpflanzen (Fackeldisteln), wurde aber später ihres großen Nutzens halber nach den westindischen Inseln, nach Spanien, Algier u. s. w. verpflanzt. Man züchtete und pflegte sie so sorgsam, wie die Seidenraupe. Die Spanier fanden die Rochenille schon bei der Eroberung Mexikos vor. Das karninrothe geflügelte Männchen hat eine Länge von 1,5 mm, das Weibchen ist wie mit weißem Reis überzogen, von kugelförmiger Gestalt und fast doppelt so groß wie das Männchen. Die Lebensweise ist die für die meisten Schildläuse typische. Die den Eiern entschlüpften Larven wachsen in 14 Tagen unter mehrmaligem Häuten aus, dann saugen sie sich fest. Die Männchen verbringen ihren Larvenzustand in einer Art Gespinnst oder offener Röhre, sie sterben sofort nach der Paarung, während die Weibchen danach noch etwa zwei Wochen leben, um ihre Eier ablegen zu können. Brehm berichtet, daß Bouche in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts in einem Treibhause bei Berlin die Rochenille gezüchtet habe. Bei einer beständigen Wärme von 16—20 Grad Reaumur erzielte er vier Bruten, und zwar waren zur jedesmaligen Entwicklung einer Brut sechs Wochen erforderlich. Im August entwickelte sich die letzte Brut, und während des Winters liegen die Weibchen befruchtet und legen erst im Februar ihre Eier ab. Bis vor etwa 200 Jahren hielt man die Rochenille für einen pflanzlichen Parasiten, doch hatte ein Beobachter schon gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ihre Zugehörigkeit zum Thierreich behauptet. Ein reicher Holländer wettete 1720 sein ganzes Vermögen, daß die Rochenille ein Gewächs sei, und hätte dasselbe eingebüßt, wenn nicht sein Partner ihm sein Wort zurückgegeben hätte. Zum Zwecke der Ausfuhr werden die gesammelten Thiere auf heißen Weiden getrocknet. Sie sehen danach wie halbtote Erbsen aus. In heißem Wasser aufgeweicht, nehmen sie ihre Insektengestalt wieder an. Mexiko allein exportirte früher jährlich für 7½ Millionen holländische Gulden Rochenille-Schildläuse, was einer Masse von 8—900 000 Pfund entspricht. Auf ein einziges Pfund gehen etwa 70 000 Thiere — man kann hiernach leicht ausrechnen, wie viel zur Erreichung obiger Quantität erforderlich waren und in welchen Massen die Schildläuse vorhanden sein mußten. Ein Hektar Landes, der mit der Nährpflanze der Rochenille bepflanzt worden ist, liefert bis 800 Pfund der werthvollen Thiere. In neuerer Zeit geht die Rochenille-Kultur immer mehr zurück, da man jetzt rothe Farben in anderer Weise herstellt. So hat sich die Ausfuhr der Kanarischen Inseln seit Einführung der Antinfarben von 5114 000 Pfund im Jahre 1880 auf 964 000 Pfund im Jahre 1888 ermäßigt, die deutsche Einfuhr betrug 1888 noch 1100 Doppelcentner, 1890 nur noch 770.

Vor man die polnische Rochenille, auch Johannisblut genannt, in derselben Weise. Letztere fand sich auch in Deutschland, ferner in Ungarn, Schweden u. s. w. Auch diese Rochenille bildete früher einen nicht unbedeutenden Handelsartikel.

Zu den „berühmten“ Schildläusen zählen außerdem noch die *Manna-Schildlaus* und die *Gummilack-Schildlaus*. Erhiere lebt in der Gegend des Sinai auf dem dort häufig vorkommenden *Tamarix-Strauch*. Ihr Stich verursacht das Ausfließen des süßen Saftes, welcher dann heruntertropft und vertrocknet, um sodann gesammelt und als *Manna* in den Handel gebracht zu werden. Der Ueberlieferung nach soll dieses *Manna* dasselbe sein, mit welchem sich die Israeliten in der Wüste ernährt haben; nach anderweiter Angabe habe es sich dagegen um die, in den dortigen Gegenden ebenfalls häufige *Manna-flechte*, gehandelt. Die *Lack-Schildlaus* haust auf verschiedenen Feigenbaumarten Indiens; auch sie bewirkt durch ihren Stich den Ausfluß einer nützlichen Masse, nämlich des *Gummilacks* oder *Schellacks*. Nach Körber liefert sie den rothen Lack durch ihren Stachel, und die übrigen unter dem Namen „*Schellack* oder *Gummilack*“ in den Handel kommenden Produkte seien Ausschweifungen aus ihrer Haut.

Um auch der entfernteren Verwandtschaft der edlen Thiere zu gedenken, erwähnen wir zum Schluß noch kurz die *Blatt- und Rindenläuse*, zu welcher letzteren u. a. die berühmte *Reblaus* gehört. An Fruchtbarkeit weitestern die *Blattläuse* mit den *Schildläusen*; ein einziges Exemplar kann sich im Laufe eines Sommers auf 23 740 000 vermehren, welche, dicht gedrängt sitzend, einen Raum von 24 Quadratmetern bedecken würden. Und um diese Armeen hervorzuweisen, bedarf die weibliche *Blattlaus* nicht einmal eines Männchens, da auch in diesem Falle die *Parthenogenese* wirksam ist. Erst im Herbst erfolgt die wirkliche Begattung.

Allerlei.

Der letzte Akt der Schiller'schen „*Räuber*“ hat in der vergangenen Nacht in Berlin ein Ende auf einer Sanitätswache genommen, wenn nicht noch ein Epilog im Kriminalgerichtsgebäude nachkommt. Das vierte Stiftungsfest eines Dilettanten-Theater-Vereins, dessen Mitglieder zumeist aus jungen Kaufleuten und Handwerkern sich zusammensetzen, wurde in einem Saal der Hofenthaler Vorstadt durch Theater-Vorstellungen und Koffball gefeiert. Schön in der Generalprobe war es zwischen Franz Moor und seinem Bruder zu Streitigkeiten gekommen. Franz, der sonst als Verkäufer in einem Manufakturwaarengeschäft konditionirt, war mit Karl Moor, einem in der Neuen Königstraße wohnenden Agenten W., in Differenzen gerathen, die jedoch anscheinend durch den Vorstand beigelegt wurden. Ob nun die Kanaille Franz in der That auf Klage sann, oder ob Ungeschicklichkeit im Spiel war, im letzten Akt, da Karl Moor den Vater im Hungerthurm auffindet, drängte sich Franz, der nebenbei auch einen der *Räuber* gab, hinterrücks an Karl Moor heran und riß dabei die Perücke des großen Räubers herunter, so daß das würdige, aber lahle Haupt des Agenten in Trifotagen sichtbar wurde. Im nächsten Augenblick ließ Karl den sterbenden Vater zu Boden sinken und verfestete dem Attentäter mit geballter Faust einen Stief über den Kopf, so daß dieser blutend zu Boden taumelte. Inzwischen hatte sich der alte Moor, der sich von seinem Sturz erhoben, auf seinen ältesten Sohn geworfen und bearbeitete denselben so kräftig, daß die Gattin Karl Moors, die hinter den Kulissen wartete, auf die Bühne stürzte, um den Agenten zu befreien. Auch die übrigen *Räuber* nahmen nun für und wider Partei und es entwickelte sich eine reguläre Prügelei zwischen den Darstellern, so daß es erst dem Wirth und den Kellnern nach längerem Kampfe gelang, die Schläger auseinander zu bringen. Die reichgräfliche Familie Moor mußte ihren Familienwitz vor dem Arzt der Sanitätswache beenden, der den drei Moors, die Kratz- und Bismunden im Gesicht und an den Armen aufweisen, Notverbande anlegte und sie dann mittels Droschken nach ihren Behausungen transportiren ließ. Der Maskenball aber nahm, so wird einem Morgenblatt berichtet, seinen ungehörten Verlauf.

Nadlerfragen. Die Frage, ob ein Rennpferd schneller sei als ein geübter Radfahrer, wird wieder einmal aufgeworfen; ihre jüngste Beantwortung von sachverständiger Seite dürfte daher von allgemeinem Interesse sein. Ein gutes Rennpferd ist meist auf kurzen Entfernungen schneller als ein auf der Landstraße konkurrierender Radfahrer; dasselbe gilt auch von einem guten Trabpferde über eine Entfernung von ein bis zwei Kilometer. Ein Rennfahrer aber, der auf der Rennbahn fährt und sich einer guten Schrittmacher-Mannschaft bedient, schlägt ein Pferd über jede Distanz, die länger ist als fünfhundert Meter. Bei einem Wettkampf zwischen einem Radfahrer und einem Rennpferd gewinnt das letztere durch seine sofortige Schnelligkeit beim Start gewöhnlich 60 bis 80 Meter Vorsprung, weil der Radfahrer, um in Schwung zu kommen, längere Zeit gebraucht, als ein Pferd. — Die Zahl der in Deutschland gegenwärtig radfahrenden Bevölkerung wird in Fabrikmenschenreisen auf etwa 3½ Millionen geschätzt, unter denen etwa 100 000 Damen sich be-

finden mögen. Noch 1893 wurde die Zahl der deutschen Radfahrer auf etwa 150 000 angegeben.

Der Jola-Prozess als Erwerbsquelle. Der Prozess, der Paris in fieberhafter Aufregung erhält, ist für eine große Anzahl problematischer Existenzen, die im Sommer ihre Schlafstellen bei Mutter Grün aufschlagen und im Winter in den Äylen für Obdachlose Aufnahme finden, eine erträgliche Erwerbsquelle geworden. Schon vor Tagesanbruch sammeln sich diese Kerls mit den hageren Gesichtern, den ausgefranzten Beinkleidern und zerrissenen Ueberziehern vor dem Quiswast und stellen sich am Gitter auf. Dort warten sie geduldig, bis Neugierige erscheinen, denen sie dann für Geld und gute Worte ihren Platz überlassen, um an irgend einer andern, vielleicht mit roher Gewalt erkämpften Stelle von Neuem Posto zu fassen. Die Preise steigen mit jeder Stunde bis zur Eröffnung der Sitzung. Um 10 Uhr köhnet sich ein Stehplatz in den ersten Reihen gegen 2 Francs, um 11 aber schon das Doppelte. Auch die Einwohner der Gebäude um den Platz herum, besonders diejenigen, die höhere Etagen bewohnen, machen sich die Sache zu Nuzge, indem sie einzelne Fenster vermieten, die Stunde für ein Francs. Bis zum fünften Stocke sieht man Leute die Fenster besetzt halten, die den Moment kaum erwarten können, da sie beim Erscheinen der Diziere ihr „Vive l'Armée“ oder „A bas les traitres!“ schreien dürfen.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Atlas der Himmelskunde** auf Grundlage der coelestischen Photographie. 62 Kartenblätter (mit 135 Einzeldarstellungen) und 67 Folio-Bogen Text mit ca. 500 Abbildungen. Mit besonderer Unterstützung hervorragender Astronomen, sowie seitens zahlreicher Sternwarten und optisch-mechanischer Werkstätten. Von A. v. Schweiger-Seidenfeld. In 30 Lieferungen zum Preise von 1 Mk. (A. Hartleben's Verlag in Wien.) Erschienen sind Lieferungen 1—28. In Ergänzung der bisher zur Ausgabe gelangten Lieferungen dieses ausgezeichneten Werkes sind uns weitere 4 Lieferungen (25—28) zugekommen, welche Interessantes in reichlicher Menge bieten. Terlich umfassen diese vier Lieferungen den Schluß des Abschnittes über die Fixsternwelt, ferner den ganzen Abschnitt über den Mond, der mit einer Fülle von photographischen Mondlandschaften ausgestattet ist. Anschließend an diese mit anziehender Leichtfäßlichkeit behandelten Themen, bespricht der Verfasser die Ertrugenschaften auf dem so hochinteressanten Gebiete der „Spectralanalyse der Gestirne“, wobei gleichfalls eine große Zahl von Abbildungen die textlichen Ausführungen unterstützen. Tadelloß schön sind die Karten, theils Reproduktionen von Himmelsphotographien — darunter eine große Mondlandschaft, „Gaiugel“, eine hochinteressante Milchstraßen-Aufnahme und der Planet Jupiter —, theils farbige Uebersichtskarten der Fixsterne und des Mondes. Ueberraschend wirken zwei Spectren von außergewöhnlichen Dimensionen, Reproduktionen nach Original-Photographien des Harvard College Observatory. In diesen photographischen Tafeln liegt der eigentliche Werth des prächtigen Werkes und seine allseitig gerühmte Originalität. Alle, die nicht zur Kunst der Fachastronomen gehören, dürften auf diesem Wege wohl zum ersten Male von all den mannigfaltigen Leistungen der Himmelsphotographie Kenntniß erhalten und die Sternwelt in ihrer wahren Gestalt kennen lernen.

— Das Februarheft von **Welhagen u. Klafings Monatsheften** bringt den Schluß des Romans „Die Schuldnerin“ von Ida Boy-Ed. „Die Schuldnerin“ ist wohl zweifellos der beste Roman, der aus der Feder dieser ausgezeichneten Beobachterin des modernen Lebens bisher hervorgegangen ist. Er schildert, wie ein Idealist, der ein nicht schlechtes aber gemein empfindendes Mädchen in der Ehe zu sich emporheben will, von diesem zunächst auf ihre Stufe herabgezogen wird, und er schildert das in wahrhaft meisterhafter Weise. Ein sehr beachtenswerthes Talent tritt uns auch in der Verfasserin der Novelle: „Ein Flüchtling“ und Felicie Swart entgegen. Unter den illustrierten Artikeln, die das Heft bringt, ist der Aufsatz: „Die Hauptstadt des chinesischen Reiches“ von Ernst von Hesse-Warregg besonders zeitgemäß. An ihn reihen sich die Artikel von Hanns von Zobeltzig: „Das Rathhaus zu Hamburg“ und „Fächer“ von Georg Lehner. In einem nichtillustrirten Artikel: „Rinaldo Rinaldini und seine Nachfolger“ bespricht der Herausgeber der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ Fedor von Zobeltzig die Ritter- und Räuberromane. In der Rubrik: „Vom Schreibtisch und aus dem Atelier“ veröffentlicht Max Kalbe-Wien ungemein interessante Erinnerungen an Karl von Soltes. Unter den selbstständigen Bildern, die das Heft schmücken, verdient das Titelbild eine besondere Erwähnung. Es giebt in Fachmilde-Druck eine Studie zu Eduard von Gebhardt's berühmtem Gemälde: „Die Hochzeit zu Kana“ wieder.